

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Straßburger neueste Nachrichten. Hauptausgabe. 1940-1944 1944**

256 (16.9.1944) [16.9. u. 17.9.1944] [No. 256 u. 257] Samstag u. Sonntag

NEUESTE NACHRICHTEN

AMTLICHE TAGESZEITUNG DER NSDAP.

REGIERUNGSANZEIGER FÜR DAS ELSASS



Samstag/Sonntag 16./17. September

Verlag: Oberrheinischer Gauverlag und Druckerei GmbH, Straßburg, Blauwolkengasse 17/19. Fernruf für Orts- u. Ferngespräche: 2 59 00 bis 2 59 04 / Postcheckkonto: Straßburg Nr. 150 76 / Die "Straßburger Neueste Nachrichten" erscheinen 6mal wöchentlich als Morgenszeitung.

Bezugspreis: Durch unsere örtlichen Vertriebsstellen monatlich 1,90 RM zuzüglich 30 Rpf. Trägerlohn. Durch die Post zugestellt monatlich 2,20 RM zuzüglich 36 Reichspfennig Zustellungsgebühren. Einzelpreis: 10 Reichspfennig. Anzeigenschluß: 15 Uhr am Vortage des Erscheinens.

Sprengboote gegen Kriegsschiffe und Transporter

Erfolgreicher Einsatz einer zweiten neuen deutschen Seekriegswaffe vor der Normandieküste - In wenigen Wochen zusammen mit den Ein-Mann-Torpedos 104 500 BRT, sowie 18 Kriegsschiffeinheiten versenkt und 120 000 BRT torpediert

An den großen Erfolgen, die im Monat August durch besondere Kampfmittel der Kriegsmarine gegen feindliche Schiffseinheiten an der Invasionsfront vor der Normandieküste erzielt werden konnten, war zum erstenmal eine besondere Waffe hervorragend beteiligt. Ihr letztes Geheimnis bleibt dem Feind bisher noch verhüllt, obwohl er ihre furchtbare und vernichtende Wirkung in verschiedenen Nächten zu spüren bekam. Kriegsschiffe und Transporter fielen dem Kampfmittel zum Opfer. In seinen Meldungen, die der Gegner in der letzten Zeit im Rahmen seiner Teilgeständnisse herausgab, sprach er von Sturmbooten, die mit hoher Geschwindigkeit auf die Ziele zuliefen und beim Aufprallen auf die Schiffskörper eine ungeheure Detonation hervorriefen. Ihre Sprengwirkung war in allen Fällen so gewaltig, daß der Totalverlust des getroffenen Objektes feststand.

Bei dem Einsatz mit Kampfmitteln der Kriegsmarine hat sich, wie der heutige OKW-Bericht ergänzend meldet, der Leutnant der Marineverwaltung Vetter als Führer einer Sprengbootgruppe besonders ausgezeichnet.

Wie die Piloten der Ein-Mann-Torpedos, so mußten auch die Fahrer der Sprengboote bei ihren Angriffen ihr Kampfmittel durch den dichten Sicherungsgürtel feindlicher Bewacher hindurchführen, bis sie an die lohnenden Ziele herankamen. Wir waren wiederholt unmittelbar Zeugen dieser außerordentlichen Einsätze unserer tapferen Kameraden. Auch sie wurden oft vor dem eigentlichen Angriff entdeckt, von Scheinwerfern der alarmierten Feindschiffe angestrahlt und unter konzentrischer Feuer genommen. Trotzdem erfüllten die Fahrer bis zum letzten ihre Pflicht, vollzogen unter schwerem feindlichem Beschuß die notwendigen Handgriffe, ehe sie das nun durch einen Gradlaufapparat gesteuerte und mit hoher Fahrt auf das Ziel zurasende Sprengboot im Angesicht des Feindes durch einen Sprung über Bord verließen, um dann auf oft abenteuerliche Weise, verfolgt und gejagt von den sich verzweifelt gegen das anstürmende, unheimliche Todesboot wehrenden Gegner, wieder an Land zu gehen. Sie setzten sich dabei Gefahren aus, die nur der bedingungslos todesmutige Einzelkämpfer kühn abzuwägen und bewußt zu bestehen vermag.

Ihre großen Erfolge erzielten sie dabei aber nicht nur durch die Einzeltat, sondern durch kluges taktisches Operieren und unerschrockenes Handeln kleinerer Gruppen von Sprengbooten, wobei die unbedingte Kameradschaft bis in den Tod alles bedeutet.

Ein Beispiel mag die bedingungslose Einsatzfreudigkeit, aber auch die Kameradschaft, die gerade bei diesem Kampfmittel die große Verbündigung des Erfolges ist, aufzeigen:

Der Fahrer eines Sprengbootes, der mitten in einen Verband feindlicher Zerstörer hineinstieß, erkannte im Wasser einen seiner Kameraden, der kurz vor ihm am Feind gewesen war. Der Gegner hatte diesen unter Feuer genommen, obwohl es sich nun nur noch um einen wehrlosen Schiffbrüchigen handelte, ja, er konzentrierte seine gesamten Maschinenwaffen auf den einzelnen Mann.

Sofort steuerte der Fahrer sein Sprengboot auf den Treibenden zu und umfuhr ihn mit hoher Fahrt, um ihn in einem günstigen Augenblick zu bergen. Dieses ganze Rettungsmanöver fuhr er mit scharfgemachtem Boot, das bei einem unglücklichen Treffer in die Luft fliegen mußte, sein eigenes Leben in Bruchteilen von Sekunden verlöschend!

Plötzlich drehte ein feindlicher Zerstörer hart auf das Sprengboot zu. Der 43jährige Einzelkämpfer wußte, daß es für den Kameraden und ihn zwar noch eine Lebenschance gab: Die Gefangenschaft!

Gut, sein Kamerad konnte sie ehrenvoll antreten, dieser hatte seinen Auftrag erfüllt. Er selber aber entschloß sich zu einer Tat, die sein Leben fordern mußte: er wollte noch den Feind so hart treffen, wie es ihm an der Schwelle zwischen Leben und Tod möglich war.

Hart riß er das Steuer herum, jetzt gab es nur noch eines: „Du oder ich!“ Dieser Entschluß lautete vielmehr: Wir alle beide!

In hoher Fahrt rast er auf den englischen Zerstörer zu, um mit diesem selber in die Luft zu sprengen. Seine Faust umklammerte den Steuerknüppel,

Doch die Kameradschaft feierte in dieser Nacht ihren zweiten Triumph. Eines der letzten Boote fand sie treibend und brachte sie im Schlepp über viele Seemeilen eines schweren Heimweges zurück an die eigene Küste.

Nicht alle kehrten in dieser Nacht zum Einsatzort zurück. Sie starben einsam in stiller, letzter Kameradschaft vereint und gaben ihrer jungen Waffe, der sie sich in höchster Bereitschaft verschrieben hatten und die sich zum erstenmal vor dem Feind bewährte, die höchste Weihe.

Marinekriegsbericht Max Karl Feiden

Neue Eichenlaubträger

\* Berlin, 15. Sept. Der Führer verlieh am 23. August 1944 das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an: H-Obersturmführer Bruno Hinz, Kompanieführer und Kampfgruppenführer in der H-Panzer-Grenadierdivision „Götz von Berlichingen“, als 559. Soldaten der deutschen Wehrmacht. H-Obersturmführer Hinz wurde am 25. August 1915 zu Petersdorf, Kreis Nordhausen, als Sohn eines Landwirts geboren.

Der Führer verlieh ferner am 28. August 1944 das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an: H-Obergruppenführer und General der Waffen-H-Wilhelm Bittlich, Kommandierender General des II. H-Panzerkorps, als 563. Soldaten der deutschen Wehrmacht. H-Obergruppenführer Bittlich wurde am 26. Februar 1894 zu Wernigerode (Harz) geboren.

Feindflugblätter und Hetzschriften sofort abliefern!

Straßburg, 15. Sept. Der Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD im Elsaß teilt mit:

Seit einigen Tagen wirft die anglo-amerikanische Luftwaffe in verstärktem Maß über dem Elsaß ihre üblichen verlogenen Hetzschriften, insbesondere auch in Form von Kleinzeitungen „Für die Truppe“ ab. Die Bevölkerung wird hiermit nochmals eindringlich darauf hingewiesen, daß nicht nur das Verbreiten feindlicher Schriften und Zeitungen, sondern auch ihr Besitz streng bestraft wird. Aufgedundene Hetzschriften und feindliche Zeitungen sind in jedem Fall unverzüglich bei der nächsten Polizeidienststelle abzuliefern. Wer dem zuwiderhandelt, hat künftig mit Nachsicht nicht mehr zu rechnen.

Die Kämpfe an der Westfront werden immer erbitterter

Feindliche Brückenköpfe am Albert- und Maas-Schelde-Kanal weiter eingeengt

\* Aus dem Führerhauptquartier, 15. Sept. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Am Albert- und Maas-Schelde-Kanal wurden feindliche Brückenköpfe durch erfolgreiche Gegenangriffe unserer Truppen weiter eingeengt.

Zwischen Maastricht und Aachen setzten die Nordamerikaner ihren von starken Panzerkräften unterstützten Großangriff fort. Maastricht ging verloren. Südlich und südöstlich Aachen gelang den Gegner Einbrüche in Vorfeldstellungen des Westwalls. Die schweren Kämpfe, bei denen am gestrigen Tage 40 feindliche Panzer abgeschossen wurden, dauern mit unverminderter Heftigkeit an.

Auch im Raum von Nancy und vor der Burgundischen Pforte wird weiterhin erbittert gekämpft.

Von den befestigten Häfen und Stützpunkten an der Kanal- und Atlantikküste werden auch gestern schwere aber erfolgreiche Abwehrkämpfe gemeldet. Vor dem brennenden Brest, vor Boulogne und am Cap Gris-Nez erlitten die Angreifer besonders hohe Verluste.

Seit mehreren Tagen liegen die Hafenstädte an der englischen Südküste im schweren Feuer deutscher Fernkampfbatterien.

Sicherungsfahrzeuge eines deutschen Geleits versenkten nördlich der west-

friesischen Insel Texel ein britisches Schnellboot.

In Italien setzte der Gegner im Adria-Abschnitt seine Versuche fort, unsere Stellungen am Apennin noch vor Eintritt der Schlechtwetterperiode zu durchbrechen. Unter rücksichtslosem Einsatz von starken Infanterie- und Panzerkräften rannte er bis in die späten Abendstunden gegen unsere Abwehrfront an. Im Verlauf der harten Kämpfe konnte der Gegner bis auf einen Einbruch bei Coriano nur geringen Geländegewinn erzielen. Auch nördlich Florenz scheiterten alle von starker Artillerie unterstützten Angriffe. Oertliche Einbrüche wurden in sofortigem Gegenstoß beseitigt.

Im südlichen Siebenbürgen und im Nordteil des Szekler-Zipfels wurden zahlreiche sowjetische Angriffe zerschlagen.

Bei Sanok und Krosno scheiterten erneute Anstrengungen der Bolschewisten, unsere Front zu durchbrechen. Eine Einbruchslücke wurde im Gegenangriff geschlossen.

An der Weichsel, nördlich Sandomierz besetzten Grenadiere und Pioniere, unterstützt von Heeres-Sturmartillerie und Werfern in mehrtägigen harten Angriffskämpfen einen feindlichen Brückenkopf und vernichteten die Masse von zwei verstärkten sowjetischen Schützendivisionen.

Zahlreiche Gefangene wurden eingebracht und 161 Geschütze, sowie zahlreiche sonstige Waffen erbeutet.

Im Kampfraum von Warschau ging Praga nach harten Häuserkämpfen verloren. Nordöstlich der Stadt wurden heftige feindliche Angriffe abgewiesen. Nordwestlich Lomcha setzten sich unsere Truppen nach schweren Kämpfen auf das Nordufer des Narew ab.

Im Nordabschnitt der Ostfront trafen die Bolschewisten mit über 40 Schützendivisionen und zahlreichen Panzer- und Schlachtfliegerverbänden auf breiter Front zum erwarteten Großangriff an. Trotz des überlegenen feindlichen Einsatzes an Menschen und Material vereitelten unsere Truppen in harten Kämpfen, von der Luftwaffe hervorragend unterstützt, alle Durchbruchversuche der Sowjets. Einbrüche wurden in sofortigen Gegenangriffen aufgefangen und abgeriegelt.

Deutsche Kampf- und Schlachtfliegerkräfte bekämpften bei Tag und Nacht mit gutem Erfolg sowjetische Marschkolonnen und Verkehrsziele an der Ostfront. Sie zerstörten vor allem im Kampfgebiet der Karpaten und bei Mödohn zahlreiche Panzer und Geschütze und über 100 motorisierte Fahrzeuge des Feindes.

In heftigen Luftkämpfen und durch Flakartillerie der Luftwaffe wurden am gestrigen Tage 99 sowjetische Flugzeuge abgeschossen.

An der Kandalaksha-Front wehrten unsere Nachtruppen auch gestern wieder mehrere sowjetische Angriffe ab.

Wir müssen damit fertig werden!

Von FRANZ MORALLER

Es kann in der Hitze des Gefechts auch dem besten und gewiegtsten Boxer passieren, daß er sich von seinem Gegner einen Schlag einfängt, der ihn für Sekunden ins Taumeln bringt. Dann entscheidet das, was man »Härte im Nehmen« nennt. Besitzt er diese Eigenschaft nicht, dann wird es seinem Gegner ein leichtes sein, den angeschlagenen Mann vollends zu Boden zu trommeln. Besitzt er sie aber, dann wird er zwar unter den prasselnden Schlägen seines Gegners, der seine Chance erkennt und alles daransetzt, um sie in einen vollen Erfolg umzumünzen, zurückweichen müssen, aber er wird das in guter Deckung tun und so versuchen, seine Krise zu überwinden und über diese unglückliche Runde zu kommen, um dafür mit neuer Kraft in die nächste zu gehen und dann doppelt und dreifach heimzuzahlen, was er in einem Augenblick der Schwäche einstecken mußte. Dazu gehört freilich ein hohes Maß an innerer Sicherheit und Willenskraft; aber wer keine Krisen zu überwinden vermag, der vermag auch keine Siege zu erringen.

Warum aber sollten gerade wir diesen Willen nicht aufbringen? Warum sollte gerade unser Volk »weniger Härte im Nehmen« besitzen als seine Feinde, die im Laufe dieses Krieges schon vor wesentlich kritischeren Situationen gestellt waren? Freilich, wir sind trotz aller Rückschläge der letzten Jahre bis vor wenigen Wochen vom Kriegsverlauf immer noch maßlos verwohnt gewesen. Denn bis dahin spielte sich — abgesehen von den Terrorangriffen — auch das ungünstigste Geschehen immer noch in vielen hundert Kilometern Entfernung von uns ab und schien uns eigentlich nur mittelbar zu betreffen. Wir redeten zwar schon lange und viel zuviel vom totalen Krieg — aber wir waren weit davon entfernt, ihn auch wirklich mit allen Konsequenzen zu führen. Das ist jetzt mit einem Schlag anders geworden. Nun ist auf einmal der Krieg zu uns gekommen, weil wir nicht beizeiten ohne Rücksicht und Vorbehalt zu ihm gekommen sind. Gewiß nicht aus Böswilligkeit oder schlechter Gesinnung, aber geben wir's doch offen zu: mancher ging an die harten Forderungen des Krieges heran wie einer, der zwar ganz gern ins kalte Wasser steigen möchte, auch bereits vorsichtig den großen Zeh hineinsteckt, aber dann, als er fühlt, daß es wirklich kalt ist, sich die Sache doch nochmal in Ruhe überlegen möchte. Jetzt hat's uns auf einmal hineingeworfen — und mancher, der sich vor kurzem noch verweigert an seine private Ruhe und Bequemlichkeit klammerte, merkt jetzt, daß es gar nicht so schrecklich kalt ist, wenn man sich nur ordentlich rührt, und daß er besser schwimmen kann, als er jemals dachte. Es ist bedauerlich, aber es scheint irgendwie zu unserm Volkscharakter zu gehören, daß wir erst dann richtig Ernst zu machen verstehen, wenn wir mit dem Rücken gegen die Wand stehen, und es ist fast tragisch, daran zu denken, was uns alles hätte erspart bleiben können, wenn wir beizeiten und freiwillig einen Teil von dem getan hätten, was wir heute unter dem bitteren Zwang der Verhältnisse tun müssen. Indessen sind derlei nachträgliche Überlegungen ebenso müßig wie die Aufrollung von »Schuldfragen« — jetzt zählen überhaupt nur noch die harten Realitäten und die Mittel und Wege, wie wir mit ihnen fertig werden. Denn daß wir das müssen, koste es, was immer es wolle, darüber gibt's ja wohl nichts mehr zu debattieren.

Es gibt überhaupt nichts mehr zu debattieren, sondern nur noch zu tun. Wer sich darüber noch nicht restlos klar geworden ist, der tut gut daran, sich immer wieder zu vergegenwärtigen, was unser Volk und damit auch ihn persönlich treffen würde, wenn wir in diesen Schicksalsstunden irgendwo und irgendwie versagen. Wer aber darauf spekuliert, daß gerade er ein Schlupfloch im Zaun des allgemeinen Schicksals finden werde, der lasse sich gesagt sein, daß in dem Chaos, das dann über Deutschland zusammenschlagen würde, gewiß nicht lange darnach gefragt würde, ob einer Bayer, Badener oder Elsässer, Katholik oder Protestant, Nationalsozialist oder alter Demokrat war — er ist auf jeden Fall ein Deutscher und wird als solcher nichts anderes sein als ein Objekt der maßlosen jüdischen Rachgier, ein rechtloser Arbeitssklave der westlichen Plutokratie oder ein Beutesoldat des Bolschewismus. Das sind keine Erfindungen der Nazipropaganda, um harmlosen Gemütern das Gruseln beizubringen, sondern das sind die oft und laut genug von unsern Gegnern ausgesprochenen Pläne ihrer Nachkriegslösung des deutschen Problems. Dafür können wir ihnen nur dankbar sein, denn es kämpft sich gewiß leichter und konsequenter, wenn man weiß, woran man ist.

wohl ein Kampf bis zur zweitletzten Kugel und der heroische Untergang der ganzen Nation vorzuziehen. Das hört sich zwar sehr tapfer und heldisch an, zumal wenn es von Leuten gesagt wird, die bislang noch wenig mit Kugeln zu tun hatten und noch kaum mit dem Tod auf Tuchfühlung gestanden haben — und dennoch ist es das genaue Gegenteil der Haltung, die jetzt notwendig ist. Daß deutsche Männer, wenn es sein muß, zu sterben verstehen, bedarf nach fünf Kriegsjahren keines weiteren Beweises mehr, es ist aber bisher keiner gestorben, um „heroisch unterzugehen“, sondern daß Deutschland lebe.

Das und nichts anderes aber ist auch heute noch der Sinn unseres Kampfes. So weit, daß wir uns einer düsteren Untergangsstimmung hingeben müßten, ist es Gott sei Dank noch lange nicht; im Gegenteil. Wir verkennen den ganzen Ernst der Lage gewiß nicht, aber wir wissen auch, daß unsere Trümpe noch lange nicht ausgespielt sind, und daß es eben jetzt nur darauf ankommt, sich dem Schicksal mit aller Zähigkeit und Verbissenheit so lange entgegenzusetzen, bis die Stunde gekommen ist, in der wir wieder unsere Trumpfkarten auf den Tisch des Hauses werfen werden. Daß dann die Lage sehr bald ein anderes Aussehen haben wird, steht außer Zweifel. Inzwischen aber kann uns nicht Kleinmut, Verzagttheit, Schwarzseherei oder gar ein heroisch getarnter Defatismus weiterhelfen, sondern nur härtester Wille, unbedingte Entschlossenheit und gläubiges Vertrauen.

Zu diesem Vertrauen gehört aber auch, daß man nicht plötzlich die Nerven verliert und anfangt, private Maßnahmen zu treffen, die sowohl sinnlos sind als auch geeignet, störend in den Ablauf des größeren Geschehens einzugreifen. Man darf überzeugt sein, daß die politische Führung in diesen Tagen nicht auf irgendwelchen Lorbeeren ausruht, sondern von Stunde zu Stunde die Lage prüft und alle Maßnahmen vorbereitet hat, die selbst im schlimmsten Fall eingeleitet werden müßten. Daß das rechtzeitig und mit der gebotenen Umsicht geschieht, ist selbstverständlich. Das entbindet den einzelnen, zumal wenn er noch die Verantwortung für andere Menschen trägt, keinesfalls von der Verpflichtung, auch seinerseits jeden Eventualfall durchzudenken und vorzubereiten, aber es muß andererseits eine sichere Gewähr gegen jede sinnlose Ueberstürzung und gefährliche Voreiligkeit bieten. Es haben sich — darüber kann ruhig einmal gesprochen werden — in den ersten Tagen, als uns die Front näher rückte, mancherorts in Einzelfällen Erscheinungen gezeigt (z. B. auf dem Gebiet der Möbelproduktion), die nicht gerade begeistert waren, und es wurde noch mehr darüber geredet, als in Wirklichkeit dran war. Das wurde sehr bald abgestellt, und zwar unter freudiger Zustimmung der Allgemeinheit. Wir brauchen jetzt keine Möbelpatrioten, die in ihrer Kurzsichtigkeit auf eine hundertfünfzigprozentige Sicherheit gehen möchten, die es ja doch nirgends gibt, sondern Menschen, die in ruhiger Gelassenheit den Anforderungen des Alltags entgegenretten und sich nicht von grundloser Panik, sondern von der klaren Vernunft leiten lassen. Wir sind heute alle in gleichen Maße gefährdet und bilden eine Schicksalsgemeinschaft wie nie zuvor; in solcher Lage aber gehört es zu den primitivsten Grundsätzen der Kameradschaft und Anständigkeit, daß nicht einzelne Egoisten ausbrechen und womöglich noch über die andern, die dazu nicht in der Lage sind, mitleidig lächeln.

Daß die gegenwärtige Situation unsere Nerven gerade hier in den Grenzgebieten einer erheblichen Belastung unterzieht, ist klar. Um so mehr müssen wir sie beisammen halten. Sicherlich ist es kein besonders beruhigendes Gefühl, den Feind in der Nähe zu wissen, wenn auch die Front unserer Soldaten, die zwischen ihm und uns steht, sich sichtlich von Tag zu Tag mehr festigt. Es ist auch nicht gerade erhebend, wenn die gespannte Luftlage fast zu einem Normalzustand wird, wenn man die feindlichen Geschwader in Paradeformation über sich hinwegziehen sieht, wenn man auf Bahn und Straße vom Geschosshagel der Jabos gehetzt wird und wenn man gar wehrlos die schweren Terrorangriffe des Gegners über sich ergehen lassen muß. Daß sich da jedermann seine Sorgen um sich und die Seinen macht, ist selbstverständlich. Aber wir können nicht ausweichen, wir müssen hindurch. Ewig wird dieser Zustand nicht währen, die steigenden Abschussschiffe der letzten Tage beweisen uns mehr als alles andere, daß unsere Luftwaffe wieder im Kommen ist, und daß der Tag nicht mehr allzufern ist, an dem auch über unsern Köpfen das Kräfteverhältnis wieder ein anderes Aussehen hat. Was wir jetzt ertragen, opfern und überwinden, ist bestimmt nicht umsonst, so wenig, wie die ungeheuren Opfer, die unser Volk in fünf schweren Kriegsjahren an Leben und Blut gebracht hat, jemals umsonst sein dürfen. Und wenn es manchmal für den einzelnen, den es besonders

# Massierte sowjetische Großangriffe abgeriegelt

Amerikaner im Vorfeld von Aachen — Abwehrerfolge an allen Fronten

rd. Berlin, 15. Sept. (Eig. Drahtbericht). Trotz des amerikanischen Großangriffes gegen Maastricht und Aachen und des Verlustes von Maastricht hat sich die Lage im Westen kaum verändert. Der Wehrmachtbericht spricht in diesem Zusammenhang von Einbrüchen in Vorfeldstellungen des Westwalles, wobei es sich jedoch lediglich um das Vordringen von Panzerspitzen handelt. Außerdem verläuft die bekannte Linienführung des mit dem Wort „Westwall“ niemals ganz richtig bezeichneten tief gestaffelten Verteidigungssystems an der deutschen Westgrenze östlich des jetzt als Kampffeld in Erscheinung tretenden Raumes.

Aachen, das durch die vorangehenden Luftangriffe außerordentlich schwer gelitten hat, befindet sich damit im Kriegsgebiet, und die schweren Kämpfe, die in diesem Raum jetzt tobend rücken, das Kampfgeschehen in die Nähe der eigentlichen Verteidigungszone West. Das ist aber auch alles, und von einer Veränderung der Gesamtlage im Westen kann somit nicht gesprochen werden.

An allen anderen Stellen der Westfront, so besonders im Kampfraum von Nancy und vor der Burgundischen Pforte, wird weiter heftig gekämpft, wobei die deutsche Truppenführung weiterhin ihre Strategie des möglichst größten Zeitgewinns verfolgt und die deutschen Truppen immer wieder Abwehrerfolge erringen.

Das wichtigste militärische Ereignis des Donnerstags ist der neue sowjetische Großangriff — im Nordabschnitt. Hier sind die Bolschewiken zwischen Walk und Bausen — also im Großen gesehen beiderseits Riga — mit über 40 Schützendivisionen, entsprechenden Panzer- und Schlachtfliegerverbänden, zum Großangriff angetreten, der nicht nur die Durchbrechung der deutschen Nordfront, sondern vor allen Dingen die Einnahme von Riga und die Erreichung des Rigaer Meerbusens zum Ziele hat. Die sowjetische Truppenführung hat in der vergangenen Woche von zahlreichen Stellen der Ostfront Kräfte abgezogen, um sie gegen den Nordabschnitt zu werfen in

der eindeutigen Absicht, in einem Gewaltstoß eine Verkürzung der Front und eine Durchsetzung ihrer militärisch-politischen Ziele gegen die baltischen Staaten zu erreichen.

Sie haben deshalb auch ihre Offensive im Nordabschnitt nicht, wie bisher üblich, aus einer größeren militärischen Tiefe heraus aufgebaut sondern die mehrere Hunderttausend Mann zählenden Sturmtruppen zu einem gewaltigen Offensivstoß zusammengefaßt, der ihnen mit einem Schlag ihre baltischen Wünsche erfüllen soll. Der Wehrmachtbericht spricht davon, daß alle Durchbruchversuche aufgefangen und abgeriegelt worden sind.

Wichtig und bedeutsam sind auch die Kämpfe in Italien, wo das besondere Augenmerk nach wie vor auf das Adriatische Gebiet zu richten ist. Offensichtlich bemühen sich die Gegner, nunmehr mit aller Macht in den südlichen Zipfel der Po-Ebene einzudringen. Auch hier werden die nächsten Tage und Wochen harte Kämpfe bringen.

# Das ganze Boot ein einziger Sprengkörper

Wie die neue Seekriegswaffe eingesetzt wird — Hohe Auszeichnungen für Einzelkämpfer der Kriegsmarine

Berlin, 15. Sept. Der Führer hat auf Vorschlag des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine, Großadmiral Dönitz, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen an Oberstabsarztmeister Herbert Berer für die in heldenhaftem Einsatz mit einem Einmann-Torpedo erzielte Versenkung eines Transporters von 10 000 BRT als dem dritten Einzelkämpfer der Kriegsmarine und an Leutnant der Marineverwaltung Alfred Vetter, Führer einer Sprengbootgruppe, die sechs Schiffe versenkte, als vierten Einzelkämpfer. Weitere zehn erfolgreiche Einzelkämpfer wurden mit dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet.

Der 23jährige Stuttgartler Berer, der bereits früher vor dem Landekopf von Nettuno eine feindliche Korvette mit einem Ein-Mann-Torpedo versenkt hatte, torpedierte in der Nacht zum 3. August trotz starker feindlicher Sicherungen in der Seebuchten einen vollbeladenen 10 000-Tonnen-Frachter. Das Schiff explodierte und versank innerhalb kurzer Zeit.

Leutnant Vetter, der am 24. Mai 1923 in Kiel geboren ist, führte eine erfolgreiche Gruppe von Sprengbooten und versenkte selbst einen Einheitsfrachter und ein Sicherungsfahrzeug.

Wie ergänzend zum OKW-Bericht gemeldet wird, sind an den Versenkungserfolgen durch Kampfmittel der Kriegsmarine auch Sprengboote beteiligt. Damit wird eine zweite neue deutsche Seekriegswaffe bekannt, die ebenso wie der Einmann-Torpedo nach kurzfristiger Entwicklung wiederholt erfolgreich gegen feindliche Schiffsansammlungen zum Einsatz kam. Zusammen mit dem Ein-Mann-Torpedo haben diese Sprengboote in wenigen Wochen in vom Feind absolut beherrschten Seengebieten 20 Transporter und Dampfer mit mindestens 104 500 BRT, sowie drei Kreuzer, neun Zerstörer, zwei Korvetten, ein Schnellboot, zwei Sicherungsfahrzeuge und eine kleine nicht erkannte Einheit versenkt und mindestens 15 Schiffe mit weit über 120 000 BRT, sowie ein Kreuzer, ein Zerstörer und eine Korvette torpediert.

Die Größe der bei beiden Kampfmitteln verwandten Sprengladung läßt die berechtigte Vermutung zu, daß der

größte Teil dieser Schiffe entweder gesunken ist oder so schwer getroffen wurde, daß er für lange Zeit für den Nachschub über See ausfällt. Dieser Gesamterfolg ist das noch nicht zweimonatige Ergebnis eines bis zur Selbstaufopferung bereiteten Vernichtungswillens der deutschen Einzelkämpfer zur See.

Mit Höchstgeschwindigkeit gegen den Feind

Das neue Sprengboot, das ihnen vor einiger Zeit als ein außerordentlich schnelles und wendiges Fahrzeug in die Hand gegeben wurde, ist in seiner niedrigen und schnittigen Bauweise mit einem flachgehenden Rennboot vergleichbar und dem italienischen Sturmboot, das bei der deutschen Kriegsmarine ebenfalls eingesetzt wird, ähnlich. Es kann große Strecken zurücklegen und hat an seinem Ende eine Sitzfläche für den Fahrer, der das Boot in voller Geschwindigkeit bis auf 200 Meter und näher an das Angriffsobjekt heransteuert und sich dann mit Hilfe eines Schleuderapparates entgegen der Fahrtrichtung im letzten Augenblick von seinem Boot trennt. Dieses steuert nun auf das Ziel zu und detoniert bei der geringsten Berührung mit diesem. Die Wirkung ist ungewöhnlich stark, weil nahezu das ganze Boot ein einziger Sprengkörper ist, dessen Detonation selbst größten Schiffen vernichtend sein kann. Schiffe gewöhnlicher Art, wie Kreuzer und Zerstörer oder Frachter und Transporter, überdauern einen Sprengbootangriff nur in den seltensten Fällen. Wenn trotzdem immer wieder zahlreiche Schiffe als torpediert gemeldet werden, so ist der Grund hierfür lediglich darin zu sehen, daß das Sinken dieser Schiffe aus irgendwelchen Gründen nicht beobachtet werden konnte. Einer dieser Gründe ist die, gerade in der letzten Zeit besonders gesteigerte Abwehr gegen diese neuen Kampfmittel.

Todesmutig durch die massierte Abwehr

Es sind nicht nur ständig zahlreiche Suchgruppen von Zerstörern und Kor-

vetten unterwegs, sondern mit Einbruch der Nacht ziehen auf Kriegs- und Transportschiffen besonders hierfür abgeteilte Wachen auf, die neben ihren Artillerie- und Maschinenwaffen vor allem die Scheinwerfer besitzen, um im Augenblick des Angriffs voll abwehrbereit zu sein. Flugzeuge, die früher schon zur Bekämpfung der Unterseeboote mit Scheinwerfern ausgerüstet wurden, leuchten nachts die dunkle See nach verärrischen Schaumstreifen ab, um den Angreifer schon vor Erreichen seines Zieles zu stellen. Unbeirrt durch diese massierte Abwehr steuern die ihre Boote mit Todesverachtung in die unmittelbare Nähe des gewählten Zieles und lassen sich dann im feindlichen Geschosshagel in die nachtdunkle See über Bord schleudern. Mit Hilfe eines floßartigen Brettes und einer Schwimmweste hält sich der Fahrer über Wasser und wartet darauf, von eigens dafür eingesetzten Booten aufgenommen zu werden. Diese Begleitboote haben einen sehr viel größeren Aktionsradius als die Sprengboote, so daß ihnen die Möglichkeit gegeben ist, ein weiteres Seegeräte aufzuklären, um besonders lohnende Ziele ausfindig zu machen, auf die nun die Sprengboote angesetzt werden. Die Erfüllung der Aufgabe dieser Begleitboote bringt es mit sich, daß sie viel häufiger entdeckt werden und damit mehr dem konzentrierten feindlichen Abwehrfeuer ausgesetzt sind als die Sprengboote. Gemeinsam mit diesen wird nach genau festgelegter Ziellage die Fahrt angetreten. Der Sprengbootfahrer wird von dem Begleitboot eingewiesen und tritt nun mit Höchstgeschwindigkeit die Vernichtungsfahrt gegen das gewählte Schiffsziel allein an.

Der Sinn dieses von höchstem Mut und größter Todesbereitschaft getragenen Einsatzes liegt nicht in der Selbstaufopferung, zu der jeder einzelne dieser Männer bereit ist, sondern ist vielmehr darin zu sehen, daß jeder von ihnen selbst unter den abenteuerlichsten Umständen zu rückzukommen trachtet, um mit den einmal gewonnenen Erfahrungen erneut in Einsatz zu gehen.

# Träger engster Zusammenarbeit mit Großdeutschland

Die neue nationalistische bulgarische Regierung — Entschlossener Gegner des Bolschewismus

Berlin, 15. Sept. Die am 9. September 1944 unter Führung Alexander Zankoffs gebildete nationalistische bulgarische Regierung hat folgende Zusammensetzung: Ministerpräsident Professor Alexander Zankoff, Innenminister und Kriegsminister Prof. Cantardjef, Außenminister und Finanzminister Assen Zankoff, Arbeitsminister und Minister des Arbeitsdienstes Oberst im Generalstab Iwan Rogosaroff, Minister für Volksbildung und Propagandaminister Christo Stafeff.

Professor Alexander Zankoff ist der Führer der völkischen sozialen Bewegung Bulgariens. Von 1923—1926 war er Ministerpräsident und lange Jahre hin-

durch Vorsitzender der Sobranje. Professor Zankoff, ein Freund des deutschen Volkes, ist als Verfechter einer Politik enger und aufrechter Zusammenarbeit auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet zwischen Deutschland und Bulgarien bekannt.

Professor Assen Cantardjef ist der Führer der bulgarischen nationalsozialistischen Partei (genannt Ratnizibewegung). Er ist Professor an der landwirtschaftlichen Fakultät der Universität Sofia. Als Freiwilliger nahm er an den letzten bulgarischen drei Kriegen teil, ist Inhaber höchster bulgarischer Tapferkeitsauszeichnungen und bekannter militärischer Schriftsteller.

Assen Zankoff ist angesehener Rechtsanwalt in Sofia, langjähriger Abgeordneter in der Sobranje und bekannter nationalistischer Publizist.

Oberst im Generalstab Rogosaroff, Chef des Stabes des bulgarischen Arbeitsdienstes, ist der bekannte Gründer des bulgarischen Arbeitsdienstes und Schriftleiter bei dieser Einrichtung. Rogosaroff steht seit acht Jahren in enger Beziehung zur Führung des Deutschen Reichsarbeitsdienstes, dessen goldenes Ehrenzeichen er trägt. Als Frontoffizier nahm er an allen bulgarischen Kriegen seit 1912 teil und erwarb sich hohe bulgarische und deutsche Tapferkeitsauszeichnungen.

Christo Stafeff, langjähriger Abgeordneter der Sobranje, ist ehemaliger Minister und bekannter nationalistischer Publizist.

Alle Minister sind als entschlossene Gegner des Bolschewismus in Bulgarien bekannt. Das bulgarische Volk haben sie seit langen Jahren vor der bolschewistischen Gefahr gewarnt und zum Widerstand gegen diese Gefahr aufgerufen.

Sie sind die Träger engster Zusammenarbeit mit dem Großdeutschen Reich und entschlossen, die Einordnung des bulgarischen Volkes in die neue unter deutscher Führung stehende Schicksal- und Raumbegemeinschaft selbständiger europäischer Völker zu erkämpfen.

# Menschenjagd im Elsaß

O Der Mordterror der Anglo-Amerikaner gegen die Zivilbevölkerung nimmt mit jedem Tag ungeheuerlichere Formen an. Aus einer elässischen Stadt wird beispielsweise berichtet, daß kirchlich feindliche Jäger in wenigen Metern Höhe, aus allen Rohren feuernd und immer wieder anfliegend, die Straße entlangjagten. Ahnungslos auf den Straßen spielende Kinder, Frauen, die ihren Besorgungen nachgingen, Greise, die ihren täglichen Spaziergang machten, wurden wie Treibwild zusammengeschossen. Es gab mehrere Tote unter der Zivilbevölkerung, viele wurden mit schweren Lungen- und Bauchschüssen in das Krankenhaus eingeliefert. Aus der neutralen Schweiz sind ähnliche Überfälle bekanntgeworden. Die Methode ist unverkennbar. Sie trat schon in den ersten Invasionswochen in der Normandie zutage, mochte sich auch mancher dagegen sträuben, die ganze brutale Wirklichkeit zu erkennen. Die Normandie lag immerhin weit ab, und welchen militärischen Sinn sollte es haben, Kolonnen der ausbombardierten Franzosen auf den Straßen abzuschleifen wie flüchtiges Wild? Wahrscheinlich handelte es sich um Ausnahmen, meinte man, vielleicht auch um Irrtümer. Jedemfalls, uns wird man so etwas nie antun.

Auf Irrtümer hat sich der Feind noch jedesmal bei seinen Bombenangriffen auf Wohnstätten, Krankenhäuser, Kirchen, Kulturdenkmäler im Reich, so absurd solche Behauptungen an sich sind, herauszureden gesucht. Bei einem Abwurf aus Tausenden von Metern seien sie eben nicht immer zu vermeiden. Mit einem bedauerndem Achselzucken werden sie mit der Entschuldigung von schlechter Sicht abgetan.

Wenn die Mordamerikaner jetzt förmliche Menschenjagden auf wenige Schritte Distanz im Elsaß ebenso wie anderwärts veranstalten, sind auch dem kindlichsten Illusionisten die Augen geöffnet. Das Elsaß erhält einen brutalen Anschauungsunterricht über demokratische Worte und demokratische Taten. Die Lehrmethode aber heißt: Sprengbomben auf das Straßburger Münster. Sie heißt: Luftminen auf Bauernhöfe. Sie heißt: MG.-Salven auf Passanten in den Straßen der Städte, auf Bauern in den Feldern. Die letzte Maske einer militärischen Rechtfertigung des feindlichen Luftkrieges ist gefallen. Dieser offenbart sich als Werkzeug der Macht des Bösen, des blinden Hasses der Unterwelt gegen alles, was unserer europäischen Kulturwelt lieb und teuer ist. E. D.

# Neue Ritterkreuzträger aus Baden

Berlin, 15. Sept. Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an: Obergruppenführer und General der Polizei Friedrich Jäckel, Höherer SS- und Polizeiführer Ostland und Rußland-Nord, geboren am 2. 2. 1895 zu Hornberg (Baden) als Sohn eines Fabrikbesitzers. — Oberscharführer Adolf Rüdiger, Führer in der SS-Panzerdivision „Das Reich“, geboren am 5. 7. 1916 zu Gaß (Kr. Waldshut) als Sohn eines Landwirts.

# Ritterkreuz zum Kriegsverdienstkreuz für einen Historiker

Berlin, 15. Sept. Der Führer hat auf Vorschlag des Reichsstudienführers Gauleiter Dr. Scheel dem Historiker Dr. Karl Richard Ganzer für seine Werke über deutsche und europäische Geschichte das Ritterkreuz zum Kriegsverdienstkreuz verliehen.

Im Ringen um ein neues Geschichtsbild hat Ganzer schöpferische Leistungen geschaffen, die der besten Tradition deutschen Wissenschafts würdig sind und bahnbrechende Bedeutung besitzen. Im Auftrag des Führers überreichte Gauleiter Dr. Scheel der Witwe des im Osten Gefallenen die hohe Auszeichnung, die damit zum ersten Male an einen Geisteswissenschaftler der deutschen Hochschulen verliehen wurde.

# Neunzehn Stunden deutscher Beschuß in Südeuropa

H. W. Stockholm, 15. Sept. (Eig. Drahtbericht). Das südeuropäische Küstengebiet lag Donnerstagsabend, wie englische Berichte melden, neun Stunden unter fast ununterbrochenem Beschuß durch deutsche Artillerie. Dem Tagesbombardement von Donnerstag folgte eine zehnstündige Nachtschießung.

# Schlaganfall des finnischen Ministerpräsidenten im Kreml

H. W. Stockholm, 15. Sept. (Eig. Drahtbericht). Eine dramatische Zuspitzung erfahren die Ereignisse um Finnland. In der Nacht zum Freitag wurde die Nachricht aus Moskau gemeldet, daß dort der finnische Ministerpräsident Hackzell „sehr erkrankt sei“. Er habe Donnerstagsabend einen Schlaganfall erlitten mit einer Lähmung des linken Armes und Beines sowie Verlust des Sprechvermögens. Das sowjetische Kommuniqué fügt hinzu, die Lähmung sei eine Folge von zu hohem Atemdruck. Hackzells Zustand sei ernst.

Verlag und Druck: Oberbayerischer Gussverlag u. Druckerel GmbH, Verlagsdirektor: Emil Munn

Schriftleitung: Hauptabteilungsleiter: Franz Moraller, Stellvert. Hauptabteilungsleiter: Paul Schall (zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig)

# Mit klaren Augen und mutigem Herzen!

Unsere Antwort auf die Verschärfung des feindlichen Nervenkrieges / Von Walter Schlösser

Der englische General Fuller mißt dem »Krieg des Wortes« die gleiche Bedeutung zu wie dem Krieg der Waffen. Seit 1939 haben es die feindlichen Agitatoren oft genug offen ausgesprochen, daß sie einen Nervenkrieg größten Stils gegen das deutsche Volk in Szene setzen wollten. Auf der Quebecker Konferenz im vorigen Jahr plante man einen »Propagandakrieg ohne Gleichen«, mit dem man »auf jeden Fall Dr. Goebbels zu schlagen« beabsichtigt. Neben intensiven Terrorangriffen gegen deutsche Wohngebiete sollte eine Verschärfung des Nervenkrieges erfolgen, um mit allen Mitteln die Moral der Zivilbevölkerung zu brechen. Es ist erklärlich, daß der Gegner gerade in ersten Stunden der allgemeinen Frontlage versucht, durch falsche Nachrichten und durch bewußte Lianierung von Lügenmeldungen Unruhe ins Volk zu bringen, um damit unsere Widerstandskraft zu schwächen. Dieses Mittel der Kriegsführung ist ebenso alt wie der Krieg selbst.

Vor einer Woche lasen wir in Schweizer Blättern die sensationelle Neuigkeit, daß amerikanische Panzerkampfwagen die Vorstädte von Straßburg erreicht hätten. Die Meldung war unter dem Datum des 5. September durch die Agentur Associated Press von New York aus in alle Welt gefunkt worden, von einer Giftküche also, die mit dieser Lüge einen neuen Reifall ihrer Nachrichtenpolitik erlebte. Daß die Basler »Nationalzeitung« sich eifrig bemüht, gerade derartige Schwindelmeldungen in Fettsatz abzurufen, ist nicht weiter verwunderlich, wissen wir doch, daß dort Juden und Salonbolschewisten auf den »neutralen« Redaktionschemeln hocken, die jede Verletzung des Schweizer Gebietes durch anglo-amerikanische Terrorbomber als einen bedauerlichen Irrtum bezeichnen und selbst den krassen Bruch des Völkerrechts zu mildern versuchen, wenn schweizerische Jagdflugzeuge von Nordamerikanern abgeschossen werden.

Die jüdischen Redakteure wußten zu gut, daß die Associated-Press-Meldung von A bis Z erlogen war, denn Basel liegt näher an Straßburg als an New York, wo ihre dortigen Kollegen diesen Unsinn ausbrüteten. Das gleiche Nachrichtenbüro erfuhr vor einigen Jahren das größte Fiasko seines »wohl unterrichteten« Informationsdienstes, als es in Marokko das Greuelmärchen dieses Schweigen durch Klatsch zu verbreitete, in Hamburg wären durch die Nazis zehntausend Juden abgeschlachtet worden. Diese unverschämte Lüge sollte unter den Arabern eine antideutsche Stimmung auslösen. Das Gegenteil trat ein: denn die Mitteilung begeisterte die Araber derart, daß es unter der Parole: »Was die großen Alemanis können, das können wir auch!« zu Zusammenstößen kam, bei denen dann wirklich mehrere Juden getötet wurden. Nur ein Beispiel aus der langen Serie anglo-amerikanischer Greuelpropaganda, die von jeher mit den unsaubersten Methoden arbeitet.

Die feindliche Nachrichtenpolitik verfolgt mit der Ausstreuung solcher Falschmeldungen den Zweck der Bildung und Verbreitung von Gerüchten, in der Meinung, daß immer etwas hängen bleibt. Das Vertrauen zur Führung soll untergraben werden. Man begehre nicht alles zu wissen und alles zu erfahren, sagte Dr. Goebbels einmal, schweigt die Regierung, so habe sie einen Grund zum Schweigen. Gerüchtemacher, die

dieses Schweigen durch Klatsch zu brechen versuchen, müssen zurecht gewiesen werden, vor allem dann, wenn die Führung aus Gründen der Rücksichtnahme auf die allgemeinen nationalen Interessen keine Auskunft geben kann. Der Gegner lanciert oft direkt bestimmte Nachrichten, um uns zu einer Antwort zu nötigen. Solange aber auch nur irgendwelche Gefahr damit verbunden sei, schweigen wir lieber und finden uns damit ab, daß der eine oder andere glaubt, die Regierung schlafe.

In Zeiten, da nicht Sondermeldungen über Siege, sondern ernste Mitteilungen die Öffentlichkeit bewegen, fühlen die Gerüchtemacher Oberwasser. Es sind die erbärmlichsten Zeitgenossen, die in Schicksalsstunden der Nation durch Klatsch und alberne Schwätze dem Feinde helfen, die sensationslüstern den Feindsender abhören, dann zum Nachbar gehen und sagen: »Haben Sie schon gehört, daß...«. Es sind jene dunklen Gestalten, denen ihr kümmerliches, weil unproduktives Dasein mehr bedeutet als das Gesamtwohl ihres Volkes, jene defätistischen Außenseiter, die den Lügenbolden in London und Washington mehr glauben als den Taten und der Opferbereitschaft ihrer Soldaten, jene Stammtischstrategen, die das Millimetermaß auf die Landkarte legen und mit Feldherrnmiene feststellen: »Seht, jetzt stehen sie schon vor Aachen...«. Ihnen verwandt ist die Kategorie der Besserwisser, die alles schon vorausgesehen haben, die zwar noch nie ein Gewehr in der Hand hatten, aber genau wissen, daß man es bei Cherbourg so und bei Marseille anders hätte machen müssen. Jeder erkennt bald, daß sie nichts wissen, höchstens die Art und Weise, wie man sich am besten und unauffälligsten vom Kriegsdienst drückt. Auf diesem Gebiet entwickeln sie ihre einzigen Talente.

Zur Charakteristik all dieser angeführten Sorten von Zeitgenossen hat der Frontsoldat den treffenden Begriff des »Etappenhengstes« geprägt. Gewiß, auch an der Front gibt es Gerüchte, die dann unter dem Namen »Latrinaparoje« laufen, die jedoch nicht aus defätistischen Motiven »weitererzählt« werden, sondern der Erheiterung des schweren Kampfalltags dienen.

Wenn hingegen der Etappenhengst in der Heimat Falschmeldungen weiterträgt, so wird ihm in erster Linie der Frontkämpfer über das Maul fahren, der es nicht duldet, daß man hinter seinem Rücken durch üble Schwätzer dem Feinde Handlangerdienste leistet. Er hat kein Verständnis dafür, wenn im Zuge der Absetzbewegungen gewisse Angehörige von rückwärtigen Einheiten, die durch die Grenzgaue zurückfluten, in der Heimat den Teufel an die Wand malen, den sie in vorderster Linie nie gesehen haben, wenn sie sich brüsten, bestimmt als letzte dieses oder jenes Dorf »kämpfend« verlassen zu haben. Sie haben nichts gemein mit den Männern der Nachschubtruppen, die ihren harten Dienst in der gleichen Pflichttreue erfüllen wie ihre Kameraden im Schützenloch.

Die Heimat weiß sehr wohl solche Elemente von dem wirklichen Frontkämpfer zu unterscheiden, von dem Soldaten, der gar keine Zeit findet und nicht finden will, über seine Taten zu sprechen. So wird auch immerdar der Grabenkämpfer unser Vorbild bleiben, der nur den Feind vor sich sieht, für den nicht das Wort, sondern allein die Tat und der Wille zählen, der in kritischen Augenblicken nicht den Kopf im Sand stecken läßt, um sich einem bangen Fatalismus hinzugeben, sondern mit klaren Augen und mutigem Herzen den Gegner ins Visier nimmt.

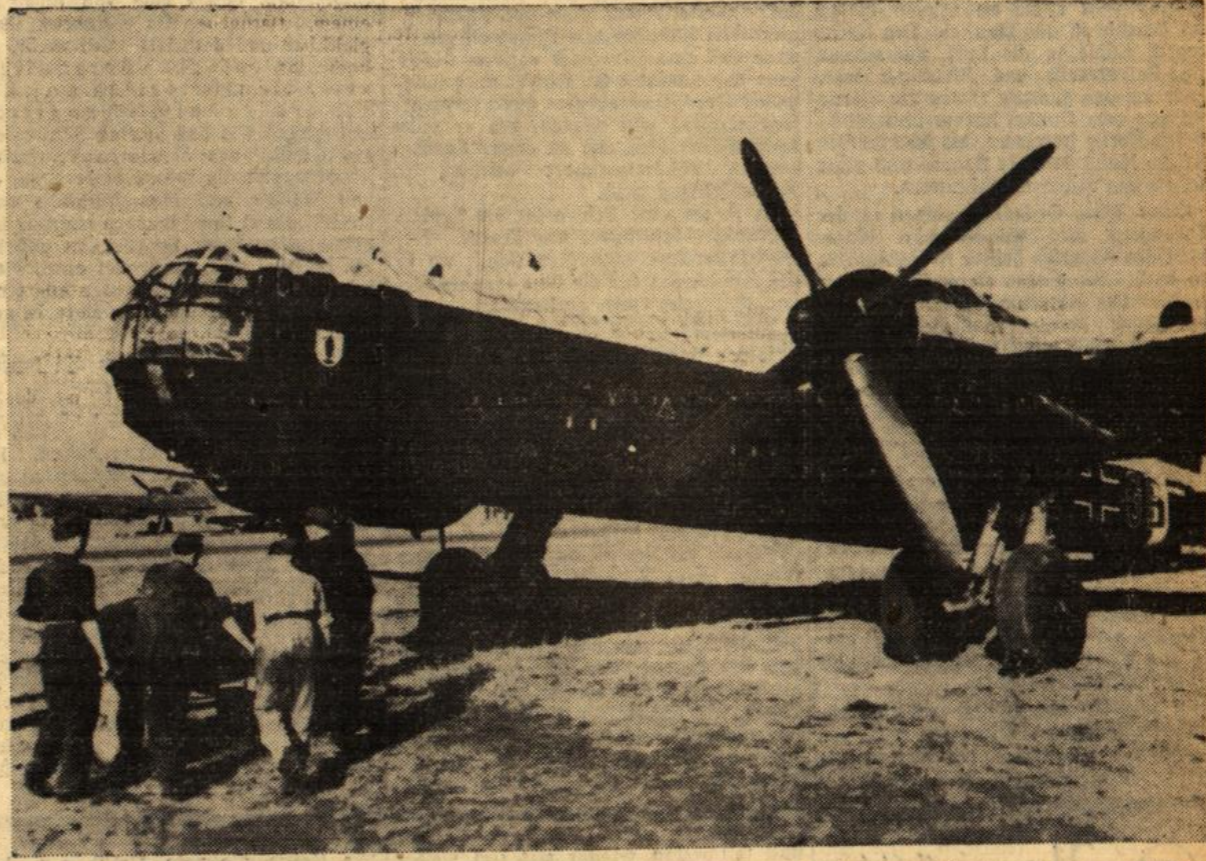


## Die „He 177“

Ein neuer Typ der deutschen Luftwaffe

Zu den Baumustern der deutschen Luftwaffe, über die der Öffentlichkeit erst jetzt nähere Angaben gemacht werden können, gehört auch das schwere Kampfflugzeug »He 177«. Die Länge dieses zweimotorigen Flugzeuges beträgt 20,5 Meter bei einer Flügelspannweite von 31 Metern. Die Besatzung besteht aus sechs Mann. Sein Einsatz erfolgt hauptsächlich in der bewaffneten Aufklärung. Die sehr weit hervorragende Bugkanzel gestattet dem Flugzeugführer und Beobachter gute Sicht, die sowohl für die Abwehr angreifender Feindflugzeuge, als auch für die Navigation von Bedeutung ist. Das durch ein doppeltes Rad an jeder Seite verstärkte Fahrwerk gibt der Maschine bei Start und Landung eine erhöhte Stabilität. Charakteristisch für das Flugbild der »He 177« ist das verhältnismäßig hohe Seitenleitwerk, unter dem sich unmittelbar die Heckkanzel befindet. Während des Fluges ist der Heckschütze von der übrigen Besatzung völlig getrennt und hat lediglich mittels der Eigenverständigung Verbindung zum Flugzeugführer. Er ist daher einsatzmäßig ganz auf sich allein gestellt. Im Augenblick der Absturzgefahr kann er mit einem Griff das Glasdach abwerfen und ungehindert aussteigen.

Aufnahme: (PK.) Keiner (Sch.)



## „Endlich sind wir wieder da!“

Göteborg hörte das Bekenntnis zu Deutschland

Als langsam der Zug mit den deutschen Zivilinternierten aus England in das Dunkel hinausrollte, weg vom Göteborger Kai, mit dem weißen Austauschschiff »Drottningholm« als Hintergrund, einem fernen nächtlichen Deutschland entgegen, als die schwedische Militärmusik »Deutschland, Deutschland über alles!« einsetzte und hunderte deutscher Frauen aus England einstimmten, sich aus ihren Abteilfenstern beugten und winkten, das war vielleicht der erschütterndste Augenblick an diesen beiden Tagen. Wagen um Wagen rollte vorbei, ein Abteil hatte am Fenster eine Kerze, da saßen Kinder und fuhrten zum ersten Male in ihrem Leben nach Deutschland.

Und noch ein anderer, tief bewegender Augenblick, als Freitagabend ein paar Stunden später der große Transporter »Arundel Castle« in den Hafen glitt und hunderte deutscher Soldaten, Afrikakämpfer zumeist, Kopf an Kopf von allen Aufbauten des Schiffes die Arme zum Deutschen Gruß erhoben. Die Schweden lauschten verwundert auf die Zurufe, die zwischen dem englischen Schiff mit seinen deutschen Soldaten an Bord und den an Land wartenden Deutschen ausgetauscht wurden. Sie waren vieles gewöhnt in diesen Tagen, da sich auf demselben neutralen Boden Engländer und Kanadier, Inder und Neger, Franzosen und Amerikaner aus deutschen Gefangenenerlagern und Deutsche aus englisch-amerikanischen trafen. Daß die deutschen Soldaten, die aus aller Welt nun in die Heimat zu-

rückkehrten, in strammer Haltung wie ein Mann den Deutschen Gruß entboten und ohne sichtbares Kommando auf die Willkommensansprache des Grafen Bernadotte mit dem Sprecher antworteten: »Wir danken dem schwedischen Roten Kreuz!«, wurde ebenfalls hingenommen als Kundgebung selbstverständlicher deutscher Manneszucht. Daß Deutsche in solch feierlicher Stunde, wenn ihre Herzen zur Dankbarkeit gestimmt sind, des Führers denken, und daß die Rufe: »Adolf Hitler — Sieg Heil!« den gleichen Widerhall fanden wie ehemals, das hätten die neutralen Zeugen dieser Szene offenbar nicht erwartet.

Die Engländer haben allerlei Manöver veranstaltet, um den moralischen Eindruck dieser Rückreise abzuschwächen und die Tatsache des erzwungenen Verbleibens der meisten anderen zu verunkeln. Sie hätten in Göteborg sein und die Internierten hören und sehen sollen, ihr »Heil Hitler!«, ihr Bekenntnis zu Deutschland, ihre Vorfreude auf die Heimat — obwohl sie sich doch, seit Jahren mit englischen Nachrichten gefüttert, natürlich keinerlei Illusionen darüber machten, was ihrer wartete und wie ernst die Gesamtlage Deutschlands geworden ist.

Der Älteste an Bord der »Arundel Castle« war ein 69jähriger Freiburger, den man leider nicht selber traf, von dem aber schwedische Zeitungen, sichtlich beeindruckt, berichten, er habe sich freiwillig gemeldet nachdem seine beiden Söhne gefallen waren.

und sei als Flakfeldwebel bei der Fliegerbeobachtung in der Normandie gefangenommen worden.

Während man von Bett zu Bett geht, ist man ein ums andere Mal erschüttert von der Selbstbeherrschung und dem Gleichmut dieser Männer. »Was ich zu Hause mache, ist ganz gleich«, sagt eine Schwester an Bord des englischen Transporters, während noch englische Soldaten und Krankenträger und Angehörige des englischen weiblichen Marinekorps um uns herumstehen, reserviert und beobachtend. »Vielleicht gibt es jetzt zu viele Schwestern in Deutschland, das gehe ich eben in die nächste Munitionsfabrik.« — »Irgendwo mithelfen, endlich!« sagt eine junge Wienerin, die nach sieben Jahren in England dieses Land gründlichst desillusioniert und verbittert verläßt — sie wurde trotz einer englisch verheirateten Mutter 1942 interniert, weil sie nicht selber Engländerin werden wollte. — »Ich will auch mein Stück Privatrevanche haben, für alles, was die mit angetan haben, und außerdem bin ich Optimistin. Gegen die werden wir es schon schaffen!«

Die Begrüßung der ausgetauschten Gefangenen erfolgte in der würdigsten Form. Zweifelloos in hohem Maße ein besonderes Verdienst des Präsidenten des schwedischen Roten Kreuzes, Graf Bernadotte, der zusammen mit dem Ehrenpräsidenten, Prinz Carl und dem Thronfolgerpaar an dem Empfang teilnahm. Im Namen des Deutschen Reiches begrüßte die Deutschen der Gesandte Dr. Thomsen, als Vertreter des Leiters der AO, Oberbereichsleiter Hellermann, der Landesgruppenleiter Schweden Dr. Goßmann. Am Kai stand,

als die Schiffe einliefen, eine Gruppe der Frauenschaft und andere Mitglieder der reichsdeutschen Kolonie in Schweden, die den Heimkehrern einen möglichst herzlichen Empfang bereiten wollten. »Es hat lange gedauert, aber endlich sind wir da«, rief einer der Afrikakämpfer. »Und nun soll der Tommy mal was erleben!«, rief ein anderer.

Aus allen Gauen und Berufen sind sie gekommen. Manche kehren in schwer bombardierte Gebiete zurück, manche können, schwer kriegsversehrt, ihren alten Beruf nicht wieder aufnehmen. Tiefer Ernst liegt über den Schiffsräumen mit den weißen Betten. Aber keine Kleinmut, keine Apathie. Sie alle, genau wie die Zivilinternierten aus England, freuen sich über die Liebesgaben und Zeitungen, die ihnen die Auslandsorganisation der Partei und das schwedische Rote Kreuz spendeten.

Erst nach Mitternacht war die Ausladung der Schwerverletzten beendet. Langsam und vorsichtig rollten die Züge in die Nacht, von schwedischen Krankenträgern und Schwestern betreut, die hier zusammenwirkten mit dem deutschen Sanitätspersonal. »Für jeden Verwundeten eine eigene Schwester, das ist wirklich ideal!«, sagte lächelnd ein an zwei Krüden humpelnder deutscher Stabsarzt in der Uniform des Afrikakorps. »Tack so mycket!«, riefen in rasch gelerntem Schwedisch die Zivilinternierten beim Verlassen Göteborgs. »Das war wirklich neutral heute!«, sagte eine deutsche Frau aus Schweden. Alle die Deutschen von draußen waren voll Dank und Anerkennung, nicht nur für die Liebesgaben des schwedischen Roten Kreuzes, noch mehr für den Aus-

druck echter Sympathie und Menschenliebe. Auch Prinz Gustaf Adolf und Prinzessin Sybilla hielten am Kai aus, bis endlich nach Stunden die ersten Verwundeten von der »Arundel Castle« ausgeladen werden konnten.

Was auf die Schweden bei dieser Durchreise schwerverletzter und lange in Kriegsgefangenschaft gehaltener deutscher Soldaten den stärksten Eindruck machte? Der Ruhm, der besonders den Truppen Rommels von ihren Wüstensiegen her anhaftete und der ihren Uniformen — hier oben in der Kühle des nordischen Herbstes — etwas Legendäres gibt. »Wüsten-Soldaten glauben weiter an den Sieg!«, lauten große Überschriften in schwedischen Zeitungen. »Sie kehren heim — Sieger über das Geschick, das sie so grausam traf. — Jeder ein Vorbild für uns alle!« Eine der englischen Krankenschwestern an Bord der »Gripsholm« gebrauchte eine Wendung, die von der Göteborger Presse stark aufgegriffen worden ist: »You can never change a german mind« — »Am Kern der Deutschen läßt sich nichts ändern!«

Schweden hat mit Vermittlung und Unterstützung dieses Austauschs einen großen Beitrag zur Anbahnung eines besseren europäischen Geistes und jener besseren Welt erbracht, von der die deutsche Begrüßung sprach. Die deutschen Soldaten werden, wenn sie jetzt nach Jahren wieder deutschen Boden betreten, der hilfreichen Schweden und Schwedinnen dankbar gedenken — die Deutschen in Schweden selbst, wenn hierzulande die Stürme gegnerischer Meinungsmache wieder sehr heftig wehen, ebenfalls.

Hans Wendt

Die halbe Flasche / Historische Erzählung von Gertrud Busch

Die Schweden waren wieder einmal ins Land gefallen, aber sie fanden die Holsten gewappnet und wohl auf der Hut. So kam es zu einem gewaltigen Treffen. Die Sonne brannte heiß herab, aber trotz der lähmenden Glut ward auf beiden Seiten mit erbitterter Ausdauer gekämpft.

Die Reiterei verfolgte den weichenden Feind, die Fußsoldaten durften sich der Ruhe erfreuen. Erschöpft und vom Durst gepeinigt belagerten sie die erreichbaren Brunnen, warfen sich wohl auch bäuchlings auf die Erde, um aus einem Bach zu trinken, wenn er nur einigermaßen klar schien.

Der Soldat Klaas Witt, im Flensburgischen beheimatet, hatte sich tapfer gehalten. Er war ein großer, blonder Bauernkerl, ein überzähliger Hofsohn, der sein Kriegshandwerk so ruhig und kräftig besorgte wie je nur bäuerliches Werk daheim.

Eben war es ihm gelungen, eine der begehrten Flaschen Bieres zu erwerben, und er machte sich daran, sie behaglich und mit der Freude auf den Genuß zu entkorken. Da traf ihn der Befehl, als Wache auf das Schlachtfeld zurückzukehren.

Klaas Witt steckte die Flasche zu sich, nahm seine Waffen auf und bezog den zugewiesenen Posten, ohne zu maulen oder irgend welche erbitternde Vergleiche mit den glücklicheren Kameraden zu ziehen. Er wußte: Dienst ist Dienst. Zudem galt es, den Toten und Schwerverwundeten, Freund und Feind in einer großen Kameradschaft geeint, brüderlichen Liebesdienst zu erweisen; sie vor dem bestialischsten Mordgesindel der Schlachtfeldhyänen zu schützen.

Klaas Witt stand an seinem Platze und horchte in das Dunkel. Die Nacht tropfte Kühle in die Luft, die schwer von Pulverrauch und Blutdunst war. Einer um die anderen traten die Sterne hell aus dem Dunkel hervor und sahen so friedfertig hernieder, als blickten sie auf die Mahd fleißiger Bauern und nicht auf die des beinernen Schnitters.

Klaas Witts Gedanken gingen in der Einsamkeit ihre wunderlichen Wege. Nicht des Kampfes heißer Arbeit hingensie nach. Sie gingen tief in die Zeit zurück: Die Kindheit holten sie Stück um Stück heran, das breitgeliebte Vaterhaus mit dem hohen Strohdach, den guten Duft des reifenden Korns, das wohlige Brummen satt gefressener Kühe, die friedsame Stille des bäuerlichen Sonntags, das fröhliche Plätschern des Brunnens, dessen Wasser silbern und kühl aus der Röhre sprang. Wie das einem wohlig und frisch die Kehle hinunter rann, gleich so aus dem Becher der hohlen Hände getrunken! Klaas Witt ward plötzlich wieder des Brandes inne, der ihm schon den ganzen Tag in der Kehle gesessen. Darüber fiel ihm die mühsam erstandene Flasche Bieres ein. Er zog sie hervor, entkorkte sie und setzte sie an die Lippen.

In diesem Augenblick zitterte ein Stöhnen schauerlich und bang durch die Nacht, und in dem Stöhnen war es wie Worte laut. — Klaas Witt setzte die

Flasche ab, noch ehe die Labe seine Lippen benetzt, und lauschte.

Wieder klang das Stöhnen auf, und jetzt waren deutlich schwedische Worte zu vernehmen: „Wasser, Wasser — ich verbrenne —“ und nach einer kleinen Pause wurden die gleichen Worte in mühsamem Deutsch laut.

Klaas Witt korkte die Flasche zu, nahm die Waffe auf und ging den Worten nach. Es bedurfte keines langen Suchens. In einem dunklen Knäuel Toter lag ein sterbender Schwede; sein ausgeblutetes Gesicht schwärmte gesterhaft durch die Nacht; die Lippen stammelten unaufhörlich ihre arme Bitte.

„Wasser ist's nicht, was ich dir bringe“, sagte Klaas Witt und beugte sich über den Wimmernden, „aber gutes Holstenbier. Trink!“

Beim Anblick von Mann und Flasche

ließ eine Welle Blut durch das bleiche Gesicht des Sterbenden, wie ein verlöschendes Feuer, von jähem Windhauch angetrieben, noch einmal aufspringt. Die Augen funkelten in Haß und maßloser Gier. Die schlaffe Hand krampfte sich von neuem — gelbrot blitzte ein Schuß auf, dröhnte in Klaas Witts Ohren; aber die Kugel, nicht für ihn gegossen, irrte in die Nacht.

— Klaas Witt, zuerst verblüfft und enttäuscht, faßte sich schnell. Gelassen blickte er auf das Häuflein Elend zu seinen Füßen, schüttelte bedachtsam den blonden Schädel, hob rasch die Flasche zum Mund, trank und bot die verbleibende Hälfte dem Sterbenden: „Da, du Schelm, jetzt kriegst du sie nur halb!“ Die Geschichte ward ruchbar und kam zu des Königs Ohren, dem dieser letzte Liebesdienst für einen Sterbenden imponierte. Er rief den nicht wenig und fast

Jeden Tag sieht man die Schwestern mit ihren großen Roten-Kreuz-Koffern, ihren schweren Rucksäcken, Gasmasken und Brotbeutel, feldmarschmäßig ausgerüstet kommen und gehen. Das Schild „Zur Armeoberin“ weist ihnen den Weg. Sie melden sich zurück aus dem Urlaub, sie melden sich ab mit neuem Einsatz. Sie werden zu einer anderen Einheit in Marsch gesetzt, sie werden abgelöst, ausgetauscht an eine andere Front, an einen anderen Platz.

Im Zimmer der Armeoberin — der Feldoberin, wie sie seit kurzem heißt — klappern die Schreibmaschinen. Briefe werden diktiert, Gesuche geprüft, Anfragen beantwortet. Der große Kartothekkasten mit den Namen und Personalnummern vieler, vieler Schwestern steht keine Sekunde unberührt.

Dazwischen schrillt das Telefon: Der Luftgaurzt vom Abschnitt X braucht zehn neue Schwestern. Die Oberschwester aus dem Kriegslazarett in L. meldet: „Gestern war schwerer Fliegerangriff. Wir konnten alle Patienten retten, ohne daß eine Schwester verletzt wurde, aber das Lazarett ist schwer mitgenommen.“ Der Oberabsatz eines Luftwaffenlazarettes will wissen, wie er seine sechs Schwestern, die zu einem Sonder-einsatz abkommandiert wurden, in Marsch setzen muß.

In P. ist eine Schwester an Typhus erkrankt. Man bittet um Ersatz. Der Luftflottenarzt erkundigt sich, wo er die Armbinden für die neu angekommenen Hilfsschwester herbekommt.

Sämtliche Fäden laufen bei der Feldoberin zusammen. In ihrer Obhut, aber unter dem Befehl des Armeoberarztes, steht die zu einer Armeeghörige mobile Gruppe von Schwestern, die sich auf die zu dieser Armee gehörigen Feld- und Kriegslazarette verteilt. Die Feld- oder Armeoberin vertritt die Interessen der Schwestern gegenüber dem Arme- oder Heeresgruppenarzt. Sie wacht als Frau über dem Einsatz ihrer Schwestern. Sie hat, abgesehen von ihren organisatorischen Aufgaben, den Ausgleich zu schaffen zwischen dem rein militärischen Dienst, wie ihn einmal der Schwestermeinstanz an den Fronten fordert und den körperlichen wie seelischen Bedürfnissen der ihr anvertrauten Frauen. Das Schicksal ihrer Armee machen alle zu ihr gehörigen Schwestern mit. Sie werden

unbehaglich erstaunt Klaas Witt zu sich, fragte ihn über das Erlebnis aus, belobte ihn und gab ihm zu einer Summe Geldes ein Wappen, das eine halbe Flasche führte.

Klaas Witt verstand nicht recht, womit er sich solch eine hübsche runde Summe Geldes verdient; aber er wäre kein Bauernsohn gewesen und kein Soldat, wenn er sie nicht angenommen. Schließlich konnte der König mit seinem Geld machen, was er wollte, und wenn es ihm Spaß machte, es in Klaas Witts Hände zu schütten, warum sollte man ihm den Spaß verderben? Es war gute Münze und kam reinlich in seine Hände. Ein kleiner Hof ließ sich davon kaufen mit hochgeliebtem Haus und silberklarem Brunnenquell. An den Wappen hatte Klaas Witt das größte Vergnügen, konnte es doch seine Kinder und Kindeskinde daran erinnern, wie hart ihm die verräterische Kugel am Schädel vorbeigezogen und wie der dumme Kerl von einem Schweden sich um die Hälfte der Flasche gebracht.

Die Feldoberin weiß um alle diese Dinge und Zusammenhänge. Sie kennt die Arbeit, die ihre Schwestern täglich leisten, denn sie war ja selber Schwester. Mit Leib und Seele. Sie kennt auch die Klippen, die dieser Beruf für junge wie für ältere Schwestern in verschiedener Form mit sich bringt. Sie hat die Schwierigkeiten an sich selber erlebt, sie hat sie durchgestanden, sie weiß, was man von sich und von anderen verlangen kann und gerade darum kann sie diesen in doppelter Beziehung so verantwortungsvollen Posten ausfüllen. Sie kann den anderen ein gutes Vorbild, eine gute Mutter sein!

Die Berufung zur Feldoberin ist kein Alter gebunden. Die weißhaarige Schwester des vorigen Weltkrieges steht neben der erst in diesem Krieg aus der Schar ihrer Kameradinnen herausgewachsenen jungen Oberschwester. Feldoberinnen mit weißem Haar, die durch die lebendige Arbeit jung und elastisch geblieben waren, und wieder andere, die ganz jung noch, mit dieser großen Aufgabe betraut, ihrem Alter weit voran gereift waren.

Es geht eine ganz besonders spürbare Mütterlichkeit aus von den Frauen, die an den verantwortlichen Stellen des DRK-Schwestermeinstanz stehen. Eine große Güte und innere Harmonie, gepaart mit einer gelstigen Lebendigkeit und Klarheit, die sie befähigen, diesen vielseitigen Posten auszufüllen. DRK-Berichterin Regine Schütt

Mit Geduld und Spucke

Der berühmte Afrikaner Andreas de Bono traf im Innersten des schwarzen Erdteils auf einen Negerstamm, dessen Hofetikette ihm beinahe zum Verhängnis geworden wäre. Er brauchte für seine Karawane Lebensmittel. Zu diesem Zweck hatte er durch einen Dolmetscher um eine Audienz bei der schwarzen Majestät dieses Stammes nachsuchen lassen. Sie wurde ihm gewährt. Zunächst war das Zeremoniell des Empfangs nicht wesentlich unterschieden von dem anderer Stämme, aber dann kam etwas Verblüffendes. Der Häuptling stand auf, trat gravitätisch einige Schritte auf de Bono zu, wobei er abwechselnd nach links und rechts auf die sich beugenden Würdenträger seines Stammes spuckte, um dann, kurz

zinken getanzt. Die wird einmal eine brave Frau geben, eine, die nie an den Lottelfelsen käme, wenn die Zeiten noch so wären, so schauderscher und hart. Aber die Zeit hat für alle ihr Teil an Schrecklichem. Man kann jedoch viel ausweichen. Wie hat Vater Petermann gesagt? „Die Welt ist ein Lottelfelsen für Mann und Frau, wer den rechten Kniff hat, bringt sie ins Schwingen!“ So ein Mann kann vielleicht vielerlei leicht nehmen. Ihr ist alles dunkel und schwer, und je länger sie es trägt, je schwerer wird es ihr. Am Anfang dünkt ihr vielleicht etwas leicht, und dann wird es zentnerschwer. So sind die Richterleute. Und ihre Füße sind so müde und wie aus Blei, dabei hat sie keinen Schritt getanzt. Ober sind sie darum nicht leicht? Gott sei Dank, da ist ja der Hornhof, da sind die braunen Balken im hellen Anstrich, das braune Tor, der grüne Gartenzaun, den Landolin neu gestrichen hat. Und das Tor ist weit offen. Wind erhebt sich und macht die Seidenschürze rauschen, die Torfügel schwingen hin und her. Da hat Lebrecht wieder einmal vergessen, den inneren Riegel vorzuschieben. Jeden Abend muß sie prüfen, ob im Hornhof der Riegel vorgeschoben ist. Das Tor schwingt heftiger. — Alles kommt ins Lotteln, wenn die Frau nicht sorgsam und wachsam ist. — Ja — die Welt ist ein Lottelfelsen — Helene Hartner macht die Torfügel fest und schaut ihr Haus an, wie es sicher und ruhig im Dämmer des Abends und im Drohen der Nacht dasteht, schier selber ein Stück Natur geworden in der Hut des Nußbaums und des Hollerbusch und beim unermüden Gemurmel des Brunnens.

Man muß nicht gerade Malteser sein wie de Bono, auch ein ruhigeres Temperament geriete dabei in Wallung. Schon griff er nach dem Revolver, da fiel ihm der Dolmetscher in den Arm und wisperte ihm zu: „Das ist Sitte hier.“ De Bono bezwang sich. Inzwischen war die Majestät auf den sogenannten Thron zurückgeschritten und hatte Platz genommen. Nun trat de Bono vor, nicht weniger würdevoll, bewegte sich ebenso gravitätisch auf das Staatsorchester zu, hielt dicht vor ihm ein und schleuderte ihm seinerseits eine furchtbare Spuckeladung mitten ins Gesicht. Niemand war erstaunt, ganz im Gegenteil. Der Dolmetscher richtete de Bono aus. Seine Majestät sei auf das angenehmste davon berührt, daß er es mit einem Manne von so ausgezeichnete Erziehung zu tun habe. Darauf wurden die benötigten Lebensmittel sofort gewährt. Ernst Dechent

Die Mutter ihrer Schwestern

Vom Einsatz einer Feldoberin — Frontdienst mit Hingabe und mütterlicher Liebe

für kürzere oder längere Zeit, je nach der Bewegung der Truppe, dort stationiert, wo in einigermaßen gesicherten und für den Rücktransport der Verwundeten geeigneten Orten Feld- oder Kriegslazarette eingerichtet werden können. An der Basis dieser oft sehr umfangreichen und notwendigerweise sehr beweglichen Organisation hat die Armeoberin ihre Dienststelle.

Sie hat über den Einsatz der Schwestern an den verschiedenen Plätzen zu bestimmen. Sie hat die Schwestern als Vorgesetzte, als Frau und als Mensch zu betreuen. Eine verantwortungsvolle Aufgabe, die auch von ihr selber sehr viel verlangt!

Vom grünen Tisch her läßt sich all das nicht regeln, darum muß die Feldoberin viel unterwegs sein. Ueberall da, wo ihre Schwestern eingesetzt sind. Es bedarf des ständigen Vertrauens in den Kräften und Fähigkeiten ihrer Schwestern, damit jede von ihnen an dem am besten für sie geeigneten Platze steht. Aber es bedarf noch mehr, es bedarf einer starken Persönlichkeit, die mütterlich und kameradschaftlich zugleich, den jungen wie den älteren Schwestern die absolute Vertrauenkönnen gibt. Es bedarf einer Frau, die viel Wärme und Menschlichkeit ausstrahlt, die in ihrer Inneren Haltung immer und zu jeder Stunde den anderen ein Beispiel gibt. Es bedarf eines Menschen, der auch zu gegebener Zeit frühlich und vergnügt mit den anderen sein kann.

All das ist wichtig, um die Spannkraft der Schwestern zu erhalten, die sie gerade bei ihrem schweren Einsatz dicht hinter den Fronten, mit seinen oft jähem Wechselfällen nötig haben. Die Frauen sollen ja nicht abstumpfen und erlöschen in ihrer Arbeit, die oft seelisch schwerste Belastung stellt, sondern sie sollen daran wachsen, reifer werden. Nicht das zarte Gefühl, das Empfindungsvermögen, das gerade Frauen auszeichnet darf erstickt werden von der Fülle oft schwer zu ertragender Erlebnisse. Im Gegenteil gerade aus der Tiefe dieses Erlebens heraus und aus der steten Bereitschaft zu helfen, kann eine frauliche Wärme entstehen, die beglückend für andere und darum erst recht beglückend für einen selber wird.

Die Feldoberin weiß um alle diese Dinge und Zusammenhänge. Sie kennt die Arbeit, die ihre Schwestern täglich leisten, denn sie war ja selber Schwester. Mit Leib und Seele. Sie kennt auch die Klippen, die dieser Beruf für junge wie für ältere Schwestern in verschiedener Form mit sich bringt. Sie hat die Schwierigkeiten an sich selber erlebt, sie hat sie durchgestanden, sie weiß, was man von sich und von anderen verlangen kann und gerade darum kann sie diesen in doppelter Beziehung so verantwortungsvollen Posten ausfüllen. Sie kann den anderen ein gutes Vorbild, eine gute Mutter sein!

Die Berufung zur Feldoberin ist kein Alter gebunden. Die weißhaarige Schwester des vorigen Weltkrieges steht neben der erst in diesem Krieg aus der Schar ihrer Kameradinnen herausgewachsenen jungen Oberschwester. Feldoberinnen mit weißem Haar, die durch die lebendige Arbeit jung und elastisch geblieben waren, und wieder andere, die ganz jung noch, mit dieser großen Aufgabe betraut, ihrem Alter weit voran gereift waren.

Es geht eine ganz besonders spürbare Mütterlichkeit aus von den Frauen, die an den verantwortlichen Stellen des DRK-Schwestermeinstanz stehen. Eine große Güte und innere Harmonie, gepaart mit einer gelstigen Lebendigkeit und Klarheit, die sie befähigen, diesen vielseitigen Posten auszufüllen. DRK-Berichterin Regine Schütt

Mit Geduld und Spucke

Der berühmte Afrikaner Andreas de Bono traf im Innersten des schwarzen Erdteils auf einen Negerstamm, dessen Hofetikette ihm beinahe zum Verhängnis geworden wäre. Er brauchte für seine Karawane Lebensmittel. Zu diesem Zweck hatte er durch einen Dolmetscher um eine Audienz bei der schwarzen Majestät dieses Stammes nachsuchen lassen. Sie wurde ihm gewährt. Zunächst war das Zeremoniell des Empfangs nicht wesentlich unterschieden von dem anderer Stämme, aber dann kam etwas Verblüffendes. Der Häuptling stand auf, trat gravitätisch einige Schritte auf de Bono zu, wobei er abwechselnd nach links und rechts auf die sich beugenden Würdenträger seines Stammes spuckte, um dann, kurz

Zum Kopfzerbrechen

Silberrätsel

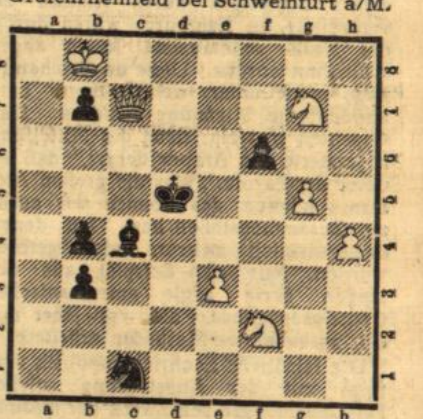
Aus den Silben: a - ak - bold - burg - char - che - cu - de - de - del - di - dis - dor - e - e - e - e - e - eu - fel - feu - ger - ge - i - im - kei - ker - ko - kord - kow - ku - le - le - le - lei - li - licht - lot - ly - min - na - ne - no - nord - not - o - pe - pi - plin - po - pyr - ra - rauf - rew - ri - rich - rie - rin - rus - sel - sol - spon - sti - ta - ta - ten - ter - the - tref - truid - tur - tür - u - un - us - vam - xe - zif - bilde man 31 Wörter, deren Anfangsbuchstaben von oben und Endbuchstaben von unten gelesen, einen Gedanken unseres Führers nennen. (ch und eu gelten als 1 Buchstabe.) 1. Ordnung, 2. wagnersche Bühnengestalt, 3. Balkanprovinz, 4. Wasserjungfrau, 5. Musikstück, 6. Schulzuber, 7. juristische Person, 8. Nachtvogel, 9. südamerikan. Staat, 10. Märchenfigur, 11. Zusammenklang, 12. Hausaufgang, 13. Kanton, 14. Fluß zum Bug, 15. Versuß, 16. Zeitabschnitt, 17. Wüstling, 18. Ungeheuer, 19. Sonntag, 20. Landschaftsmaler, 21. Südrucht, 22. Kletterpflanze, 23. Bienenvater, 24. Naturscheinung, 25. kl. Fisch, 26. Reich in Vorderasien, 27. Frauenname, 28. Gärdenstoff, 29. Küchenpflanze, 30. Teil Berlins, 31. Sinnbild der Musik.

Kreuzworträtsel (Lösung)

Waagrecht: 1. Atem, 4. Emir, 7. molto, 9. Fauna, 11. Nut, 13. Tomato, 15. Stakete, 17. Jargon, 19. Amu, 20. Oskar, 22. Schnur, 23. Asti, 24. Rune.

Schach Nr. 207

Urdruck von Mich. Schneider, Grafenrheinfeld bei Schweinfurt a.M.



Anleitung zur Lösung: 1. S g4 (?) scheidet an K e4. 1. S h5 (?) scheidet an f x g 5 (aber nicht an K e6 wegen 2. S f4+). Lösung der Aufgabe 206: D a5.

Das Unverzeihliche

Roman von Hermine Maierheuser

Alle Rechte beim Karl H. Bischoff-Verlag, Wien

17. Fortsetzung)

Der schlaksige Koffermax schwenkte ein rotlockiges schönes Flittchen aus der Stadt, der bedächtige Henne-wickersadam trat seiner Tänzerin, einer kecken, rotbackigen Tochter aus dem Distelzinken, ständig auf die braunen Schuhe, der verschlagene Letzenpelzfritz ging zwischen den Tanzenden durch, sang den Text des Liedes mit, packte die Ilgenwirtin am Arm und drehte sich einmal mit ihr wie besessen im Kreise. Dann eilte die Reili zum Schanktsch, gab den bedienenden Mädchen Anweisungen und Bestellungen und ging wieder an den Tisch der Hochzeitsgäste aus Bärenbrunn. Mittlerweile legte das Orchester eine neue Tanzweise auf, es schluckte und stöhnte von Waldeslust, in der die Brust so einsam schlägt, dabei zog der dicke Brotbastian seine feurige schwarze Tänzerin immer fester an sich, der bleiche Eisenbahnlersemel mochte nicht weiter im Takt der Waldeseinsamkeit tanzen, er setzte sich und nahm seine kleine Emmy, die runde Magd aus dem Schulhaus, auf die Knie. Der witzige Sichelhenkersotto wiegte sich wie eine Schiffschaukel im Wind, holte die Tänzerin des verschlafenen Dengelpeters an seine einsame tanzlusterne Brust und rannte dabei den lustigen Schmittz um der zum allgemeinen Hallo mit der Nähmettel tanzte, um Da balgten sie sich am Boden und lachten und fluchten

und taumelten wieder auf, um weiter zu trinken und zu tanzen. Tanz konnte man das ja nicht gut heißen, es war ein Gehopse und Geschiebe ohne Schönheit und Anmut. Aber doch, da tanzte ein Paar mit großer Anmut. Der Musikkasten spielte nun: „Im Wald und auf der Heide“, Landolin hielt die Ilgenwirtin zierlich um die Hüften, ihre Hände lagen auf seinen Schultern, sie hielt die Augen geschlossen, ein sinnlichverträumtes Lächeln huschte über ihr Gesicht: „Da such' ich meine Freude“ sang der Letzenpelzfritz laut und sehr rauh mit. Dann ließ Landolin seine Tänzerin los und ging wieder zu den Hochzeitsgästen zurück. Die Ilgenwirtin nahm einige Wurstplättchen vom Schanktsch, reichte sie den Mädchen und kam wie von ungefähr zur Tür: „Nur herein, nur nicht so stöhn“, rief sie mit ihrer hohen Stimme, ihr Atem ging noch rasch von dem Walzer. Sie trug das Schwarzeselende, von dem die Nähmettel soviel erzählt hatte. Es war ein in sich geblümtes Kleid mit glattem Mieder, Silberknöpfen und einem feingefälleten, weiten Rock. Die dunkeln Locken standen wild und keck um das erhitzte Gesicht, und am zweiten Knopfloch, neben dem blanken Knopf, steckte eine Nelke. Helene Hartner sah nichts als diese Nelke. Was es nicht dieselbe, die ihr Mann sich gestern Nacht beim Abschied des Brautpaares aus dem Brautblumenstrauß erbefen hatte? Helene hatte ihn beobachtet, wie er mit viel Schelmerei von seiner hübschen Schwiegertochter diese Blume erbat, sie dann in ein grünes Blatt einrollte und in die Tasche schob. Immer in sehnsüchtigen Gedanken einer Huld gewärtig, hoffte sie, er werde ihr diese Blume schenken. Und nun trug sie die Reili aus der Ilgen-

Die Nelke, die rote Nelke aus dem Brautstrauß der Lisa Petermann. Nein, das war keine Nelke, das waren hundert, nein tausend blutrote Blüten, die den Raum füllten wie geronnenes Blut. Helene Hartner schloß die Augen, aber sie sah die rote, höhnende Pracht nur noch deutlicher, und aus dem Orchesterklang erglänzte schrill und mißtonig: „Ich bin ein Jägersmann, hab' meine Freude dran.“

„So komm doch herein, Helene, ich hab einen guten Platz für dich, einen Sessel neben deinem Mann.“

Die Hornhofbäuerin reckt sich auf und schaut in die schimmernden, begehrligen Augen der Reili, es zuckt in ihren Händen, sie will, sie muß die Nelke wegreißen. Sie will, sie muß. Da spürt sie ein sanftes Streicheln an ihrem Hüften Fuß. Eine kohlschwarze Katze ist da und schnurrt und tut lieb und stellt den Schweif und funkelt mit den grünen Augen, und die Frau aus dem Hornhof bückt sich und streichelt das Tier. Dabei wird ihre Hand ganz ruhig, vollkommen ruhig. Nein, sie wird die Nelke nicht wegreißen, sie hat von Kind an gelernt, sich zu beherrschen, und was ist auch das schon dabei. Man wird doch einer Wirtin eine Blume schenken dürfen. Vielleicht hat die Reili sogar die Blume von selber verlangt, vielleicht hat sie Landolin nur so von ungefähr auf den Tisch gelegt. Immer noch schnurrt die Katze mit schwächlichem Schmeicheln, und läßt sich lieblos, plötzlich aber reckt sie sich auf, zückt die Krallen und haut damit kräftig in Helenes rechte Hand. Sie richtet sich auf, vier große Tropfen Blut stehen auf der bräunlichen Haut. „Du schwarze Hex“, schilt die Ilgenwirtin und gibt der Katze einen Tritt. „So, und jetzt komm, nur

nicht so stolz, nichts als herein ins Vergnügen.“ Ihr Arm legt sich um das goldgestickte Mieder, sie schiebt mit sanfter Gewalt die Frau aus dem Hornhof in den Saal. Doch Helene Hartner wendet sich ja, schiebt die Züdringelbe rückwärts beiseite und eilt davon. Hinweg aus Brodem und Qualm, fort aus dem Saal mit den grellen aufgemalten Blumenkränzen und abernen Sprüchen und von der widerlichen Freundlichkeit der Wirtin. Nichts als diese krumme, knarrende Stiege hinab und hinaus aus der weißen Ilgen, deren Namen ein Hohn und ein Spott geworden ist.

Am Treppensatz steht oben die Ilgenwirtin, beugt sich übers Geländer und lacht hämisch: „Du hochmütige Richterin, du stolzer Schwarzwälder Dickkopf, meinst du, du hast allein alle Frömmigkeit und Rechtlichkeit in Pacht? Wart nur!“

Langsam geht Helene Hartner durchs halbdämmerte Dorf, die Frauen schließen die Fensterläden, der Milchmann rassel mit den Kannen, sie geht übers Gänsbrücke und biegt in die Wusselgaß ein, so kommt sie rascher aus dem Dorf und ist der vielen Grünerei enthoben. Ein Weidenbaum am Weg langt mit seinen Zweigen nach der Lorhaube, aus der Zehntscheuer zackelt eine fürwitzige Fledermaus und faumelt erschrocken über so viel Kühle und Abendhelle wieder zurück. Die vielen Birnbäume am Weg dräuen alle mit ihren knorrigen Ästen her. Wie ist doch der Weg zum Hornhof so weit. Noch nie ist er der Frau so weit vorgekommen. Jetzt ist sie am Plotzbachzinken, da wohnt der Henne-wickersadam. Der tut auch zu viel mit der Ilgenwirtin schön. Aber heut hat er nur mit der blonden Anna aus dem Distel-

(Fortsetzung folgt)